

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 89=109 (1943)

Heft: 6

Artikel: General von Lentulus und die Reform des Bernischen Wehrwesens

Autor: Röthlisberger, M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-18454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

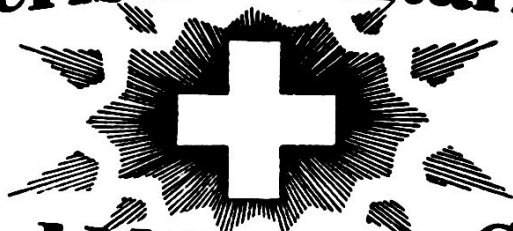
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zofingen, Juni 1943

No. 6 / 89. Jahrgang

109. Jahrgang der Helvetischen Militärzeitschrift

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung



Journal Militaire Suisse Gazzetta Militare Svizzera

Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Redaktion: Oberstdivisionär E. Bircher, Aarau

Mitarbeiter: Oberst K. Brunner, Zürich; Oberst O. Büttikofer, Urtenen; Colonel F. Chenevière, Genève; Oberst G. Däniker, Kilchberg (Zch.); Oberstdivisionär H. Frick, Bern; Oberst W. Gubler, Frauenfeld; Komm.-Oberst F. Kaiser, Bern; Colonello E. Moccetti, Massagno; Colonel M. Montfort, Bern; Major E. Privat, Genève; Oberst M. Röthlisberger, Bern; Capitaine A. E. Roussy, Genève; Oberstkörps-Kdt. U. Wille, Meilen; Hptm. Fritz Wille, Aarau

Adresse der Redaktion: Zeitglocken 2, Bern

Telephon 24044

General von Lentulus und die Reform des Bernischen Wehrwesens¹⁾

Von Oberst M. Röthlisberger, Bern.

I.

Im Frühjahr 1767 kehrte der in den Feldzügen Friedrichs des Grossen zu hohem Ansehen und Kriegsruhm gelangte, den regimentsfähigen Geschlechtern von Bern angehörende General von Lentulus auf kurze Zeit, zur Ordnung einer Erbschaftsangelegenheit, in seine Vaterstadt zurück. Auf Ansuchen des Berner Kriegsrates liess er sich bereit finden, das Bernische Wehrwesen zu begutachten und Vorschläge für eine Reform auszuarbeiten,

¹⁾ Eine erweiterte Buchbesprechung zu: *Rudolf von Fischer* Die Denkschriften des preussischen Generals Rupertus Scipio von Lentulus über die Reform der Berner Miliz vom Jahre 1767. Münchener historische Abhandlungen, 2. Reihe, Kriegs- und Heeresgeschichte, herausgegeben von Eugen v. Frauenholz, 15. Heft. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1942.

über deren Notwendigkeit damals schon, ein knappes Menschenalter vor dem Untergang des stolzen Staates, kein Zweifel mehr bestehen konnte. Nach einer Reihe von Besichtigungen legte der General seine Beobachtungen in einem ersten Bericht nieder, der am 25. Mai 1767 eingereicht wurde und wegen seines Reichtums an Anregungen und der Sicherheit des Urteils «nicht ohne Eindruck auf den an bedächtigeres Denken und Handeln gewohnten Kriegsrat» blieb. Es wurde von Lentulus daraufhin gestattet, in einem Truppenlager auf dem Kirchenfeld nächst der Stadt die Ausbildung der verschiedenen Waffengattungen, insbesondere der Kavallerie, selber zu leiten und auf diese Weise in das Wesen der Bernischen Miliz noch bessern Einblick zu gewinnen. Gestützt auf die Erfahrungen aus diesem Camp entstand im Juni 1767 das zweite «General-Mémoire»; es stellt sich im Ganzen als eine Bestätigung der ersten Eindrücke dar, erweitert durch eine eingehendere Behandlung der Fragen über Heeres-Organisation, Bewaffnung und Ausrüstung.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Vorschläge des Generals von Lentulus hier im Einzelnen zu besprechen. Manches davon ist zu sehr zeitbedingt und hat an Interesse verloren, obschon immer wieder der Scharfblick erstaunlich ist, mit dem der General, nach beinahe zwanzigjähriger Landesabwesenheit, das Ungenügen des Berner Kriegswesens erkennt. Wohl aber möchten wir aus den ungemein lehrreichen Denkschriften einige Gedanken herausgreifen, wo der General durchaus neuzeitliche Auffassungen vertritt, und aus denen uns das Bild eines ausserordentlich klugen und welterfahrenen Edelmannes, aber auch eines im Soldatischen unerbittlichen, in vielen Feldzügen bewährten Offiziers, mit einem Wort eine Führerpersönlichkeit entgegentritt.

II.

Von der Landesverteidigung.

General von Lentulus macht sich, um eine auf das Kriegsge-nügen gerichtete Ausbildung der Berner Miliz vorzuschlagen, vorerst eine ganz bestimmte Vorstellung vom Kriege, wie ihn sein Vaterland dereinst zu bestehen haben könnte. Obschon er aus eigenem Erleben um die grossen Anfangserfolge des von Friedrich dem Grossen überraschend eröffneten Siebenjährigen Krieges weiss, ist er doch weit davon entfernt, dem Berner Kriegsrat grundsätzlich eine auf den strategischen Ueberfall angelegte Art der Kriegführung zu empfehlen. Offensichtlich schwebt dem General in Erinnerung an die Freiheitskriege der Eidgenossen

der Einfall eines fremden Heeres in unser Land vor; ein Krieg mit einem Gegner, dessen Bezwingung ausser Mut und Tatkraft in Zukunft noch «eine genaue Kenntniss des Kriegswesens, der Tactic, der Artillerie und vieler anderer Sachen» verlangen wird. Und er bemerkt dazu: «Es ist nicht mehr die Zeit, da man mit Kolben und Schlachtschwerden versehen, den Feind aus dem Lande jagte und den Herzog von Burgund, vor dessen Macht Frankreich bebte, durch Bravoure allein zu Grunde richtete.» Schon aber stellt er sich für die künftige, schwerere Auseinandersetzung das bestgeeignete Kampfverfahren vor: «... Es kommt alles darauf an, dass die Entrées und Défilés vertheidiget werden ...» Also Landesverteidigung im heutigen Sinne!

Der General ist sich dabei bewusst, dass der Kampf im eigenen Lande demjenigen zum Vorteil gereichen kann, der über eine bessere Kenntniss der Oertlichkeiten und des Geländes verfügt. Diese genaue Kenntniss bezeichnet er, auch abgesehen von ihrer militärischen Bedeutung, als «die Seele eines wohleingerichteten Lands und Staats, und kan zu tausend anderen Sachen nützlich seyn». Zu seinem schmerzlichen Erstaunen muss er aber feststellen, dass den meisten Bernern, die er darum befragt, oft auch die nahe um die Stadt herum gelegenen Dörfer unbekannt sind. So empfiehlt von Lentulus dem Kriegsrat dringend, «eine sehr genaue und ungemein detaillierte Charte des Landes aufnehmen zu lassen, auf welcher alle grosse und kleine Strassen, defilés, Fusswege, Anhöhen, Tiefen, Flüsse, Bäche, Brücken, Stege, Wälder, Gebüsche etc. ja sogar die Natur des Terrains gemeldet seyn müssen». Gestützt hierauf hätten die Offiziere «alle defilés von der entrée ins Land an kennen zu lernen»; und sie müssten auch «die Oerter auszusuchen wissen, wo man feste Lager schlagen, oder mit sichtbarem Vortheil Schlachten liefern kan, wo Depots von Mund- und Kriegsprovisionen ohne Gefahr können angelegt werden, wo man am bequemsten Hospitäler für die Armee, Beckereyen und dergl. halten kan, mit einem Wort, alles was zu einem glücklichen Ausgang der Campagne dienen kan».

Unter solchen Voraussetzungen wird die Landesverteidigung vor allem Aufgabe der Infanterie. «Nach Beschaffenheit der hiesigen Bergichten Lande kann ein wohldressiertes Fussvolk davon jederzeit die beste Vertheidigung machen.» An anderer Stelle versichert zwar der General, es beruhe nicht bloss auf der Eigenliebe eines Cavallerie officiers, sondern auf Tatsachen, «dass die Cavallerie im Treffen meistens den Ausschlag gebe»; doch steht er nicht an, für das Oberland die Abschaffung der Dragoner zu befürworten, weil es dort wichtiger sei, statt der Reiter gute

Schützen zu haben. Die Artillerie wird ebenfalls nach ihrer Verwendbarkeit in unserem Gelände beurteilt; denn es dürfe nach den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges keineswegs behauptet werden, dass wir «in einem bergichten, hiemit zu den Canonen untüchtigen Lande» wohnten. So sei es auch nicht damit getan, «für die Defension der Schlösser usw. eine etablierte Vestungsartillerie» zu besitzen, sondern es sei ausserdem «höchst nöthig, eine Leste Feldartillerie zu haben».

Während die Gedanken des Generals über die Landesverteidigung solchermassen im Blick auf unser Gelände das Wesentliche klar erfassen, scheint er sich in Bezug auf Stärke und Zusammensetzung der für eine derartige Kriegführung erforderlichen Wehrmacht von den Vorstellungen seiner Zeit nicht haben befreien zu können.

Ohne an der bestehenden Militärorganisation, aus grundsätzlichen Erwägungen, etwas zu ändern, bestimmt er «die Zahl der Mannschaft, welche man im Fall der Noth gebrauchen wolte» bei der Infanterie auf 23,900 Mann und berechnet nun die im Verhältnis dazu benötigte Artillerie. Zu diesem Zwecke stellt er sich die Armee bildhaft in zwei Treffen zur Schlacht geordnet vor und bestückt jeden Flügel dieser Treffen mit 36 Geschützen Korpsartillerie (12 Zwölfpfünder, 12 Sechspfünder, 6 Grosse und 6 Kleine Haubitzen), während er je 2 Vierpfünder den Füsilier- und Grenadier-Bataillonen und 6 Zweipfünder dem Jäger-Corps zuteilt. Er verfährt also ganz ähnlich wie wir es heute noch tun, wenn wir die Armee-Einteilung (O. S. T.) veranschaulichen wollen; auch wir stellen graphisch eine «Ordre de bataille» auf. Die Mannschaft aber, die sich in diese Schlachtordnung nicht einreihen lässt, will von Lentulus sogar im Kriegsfall einfach zu Hause lassen! Hier kommt die Denkweise des friderizianischen Generals zum Ausdruck, der gewohnt ist, mit einem festgefügtten Heere in den Krieg zu ziehen und dem die Aufstellung einer aus allen Waffenfähigen gebildeten Armee, als folgerichtige Auswirkung der allgemeinen Wehrpflicht, noch fremd ist.

Die Vorstellung, selbst im Kriegsfall einen grossen Teil der Wehrmänner nicht einzuberufen, war übrigens bis in die neuere Zeit allgemein verbreitet. Der Berner Kriegsrat hat in seiner Bearbeitung der Lentulus'schen Vorschläge die «enregimentirte Infanterie, Cavallerie, Artillerie usw.» auf 57,300 Mann berechnet; und da auch er den Kriegsfuss auf nur 25,480 Mann festsetzte, wären nicht weniger als 31,820 Mann, also mehr als die halbe «streitbare Mannschaft» untätig zu Hause verblieben. Man versprach sich von einer solchen Beschränkung sogar noch gewisse Vorteile; denn bei den Musterungen, wo gleichwohl alle

Eingeteilten zu erscheinen hatten, «solle keiner wissen, ob er oder ein anderer marschieren werde»²⁾).

Nach Ausbruch der französischen Revolution muss der Umstand, dass im Kriegsfall für mehr als die Hälfte der Ausgehobenen keine Verwendung vorgesehen war, der Berner Regierung doch zu denken gegeben haben. Durch Verordnungen vom 30. November 1792 und noch vom 25. Januar 1798, unmittelbar vor dem Einmarsch der Franzosen in die Waadt, wurde bei einem allgemeinen Aufgebot «sämtliche in die militärischen Rödel eingetragene Mannschaft aller Waffen, Corps und Zweige» angewiesen, sich «vorschriftmässig montirt, armirt und equipirt, die Flintenträgenden mit 24 scharfen Patronen versehen» auf den Sammelplätzen einzufinden. Von dort sollten die für den Auszug Bestimmten mit ihren Regimentern abmarschieren, die Uebrigen aber bis «auf Ergehung eines zweiten Landsturms» doch wieder nach Hause entlassen werden³⁾. In der Verwirrung der März-tage 1798 hat sich auch diese Vorkehr als gänzlich ungenügend erwiesen. Als dann wirklich «der Landsturm erging», entstand jene planlose und doch so urgewaltige Bewegung, die Jeremias Gotthelf in «Elsi, die seltsame Magd» erschütternd beschrieben hat: «Am fünften März wars, als der Franzos ins Land drang, im Lande der Sturm erging, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller krachten, und der Landsturm aus allen Tälern brach, der Landsturm, der nicht wusste, was er sollte, während niemand daran dachte, was er mit ihm machen sollte. Aus den nächsten Tälern strömte er Burgdorf zu; dort hiess es, man solle auf Fraubrunnen, die Nachricht sei gekommen, dass die Franzosen von Solothurn aufgebrochen; auf dem Fraubrunner Felde sollte geschlagen werden, dort warteten die Berner und namentlich Füsiliere und Kanoniere aus dieser Gegend. Der Strom wälzte sich das Land ab, Kinder, Greise, Weiber bunt durcheinander, an eine Ordnung war auch nicht von ferne gedacht, dachte doch selten jemand daran, was er eigentlich machen sollte vor dem Feinde. Von einem wunderbaren, fast unerklärlichen Gefühle getrieben, lief jeder dem Feinde zu, so stark er mochte, als ob es gälte, eine Herde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schiessen minderte die Eile nicht, es schien jedem angst zu sein, er käme zu spät.»

(Aus Elsi, die seltsame Magd.)

General von Lentulus ist merkwürdigerweise, obgleich er für die Eidgenossenschaft eine noch härtere Kriegsprüfung als zur

²⁾ E. v. Rodt, Geschichte des Kriegswesens der Berner, II, 33.

³⁾ E. v. Rodt, Geschichte des Kriegswesens der Berner, II, 360 ff.

Zeit der Burgunderkriege voraussah, nicht auf den Gedanken gekommen, der drohenden Gefahr durch die restlose Erfassung aller Wehrfähigen, durch ein Volksheer im wahren Sinne des Wortes, zu begegnen.

III.

Von der Miliz und ihrer Ausbildung.

General von Lentulus, dessen ganze Offizierskarriere sich unter Berufssoldaten abspielte, beweist ein erstaunliches Verständnis für Wesen und Eigenart einer Milizarmee. Ohne dass er sich mit Deutungen befasst, worin der grundlegende Unterschied zwischen der Berner Miliz und dem preussischen Heere bestehen könnte, trifft er doch den Kern der Sache: die kurze Dienstzeit. Mehrmals kommt er darauf zu sprechen, wie Aenderungen an der Bewaffnung und Ausrüstung oder auch «an denen Manoeuvres und Handgriffen» ohne Not nicht vorgenommen werden sollten; und hier ist es, wo er wie beiläufig das wesentliche Merkmal nennt: «... dergleichen Aenderungen sind bei regulirten Truppen schwer, und also noch weit mehr bey einer Miliz, die so wenig zusammen kommt.» In der Tat, wenn man dessen eingedenk bleibt, dass der Krieg von einer Milizarmee das Gleiche verlangt wie von einem stehenden Heer, treten vor der alleinigen Forderung nach dem Kriegsgenügen Worte und Begriffe zurück, und es steht zur Entscheidung einzig die Frage, ob der Kämpfer mit kurzer Ausbildungszeit es mit dem langgedienten Soldaten aufnehmen könne.

Wir glauben übrigens, dass auch General Wille, dem die Erschaffung einer kriegstüchtigen Miliz Lebensaufgabe wurde, nirgends vorab nach einer einwandfreien Bestimmung des Begriffes «Miliz» gesucht hat, sondern dass er in seinen Schriften, von der Fülle seiner Gedanken mitgerissen, das Milizsystem für die Schweiz geradezu als selbstverständlich und dessen Eigenart als bekannt voraussetzt⁴⁾. Neben der kurzen Ausbildungszeit ist es aber noch das Fehlen eines Berufskaders, was General Wille gelegentlich als zweites Merkmal einer Milizarmee erwähnt⁵⁾. Eine wehrwissenschaftlich massgebende, sich allerdings im Negativen erschöpfende Begriffsbestimmung für das Wesen einer Miliz ist in Eberhardts Militärischem Wörterbuch zu finden: «Miliz, im Gegensatz zum stehenden Heer eine Wehrverfassung

4) Edgar Schumacher, General Wille. Der Weg zur kriegsgenügenden Miliz, S. 15.

5) General Wille, Skizze einer Wehrverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Gesammelte Schriften, S. 185.

mit schwachen aktiven Stämmen und wenigen aktiven Offizieren und Unteroffizieren, die nur zur kurzen Ausbildung und wenigen Uebungen der Wehrpflichtigen oder Freiwilligen dienen⁶⁾.» Positiv umschrieben, erscheint die Miliz wohl eher als die auf Ueberlieferung beruhende, den neuzeitlichen Verhältnissen angepasste Form der frühgermanischen Wehrpflicht aller freien Volksgenossen; sie erstrebt das Kriegsgenügen mit einem Mindestmass von Dienstzeit und verzichtet zur Entlastung der Volkswirtschaft soweit irgend zulässig auf ein Berufskader für die Ausbildung und auf stehende Truppen im Frieden; ihre besonderen Merkmale sind ausserdem eine rasche Mobilmachung im Falle drohender Gefahr, vornehmliche Eignung für die Landesverteidigung und ein Offizierskorps, das seine Kommandobefugnisse neben der bürgerlichen Arbeit ausübt.

General von Lentulus betrachtet die Beibehaltung des Milizsystems für unser Land als gegeben; er verliert darüber kein Wort. Ohne die Mängel der damaligen Berner Miliz zu verkennen, ist er doch überzeugt, das angestrebte Ziel lediglich durch eine bessere Ausbildung erreichen zu können. Dass es dabei aber einer grossen Anstrengung bedürfe, geht aus seiner Bemerkung hervor: «Denn ich muss leider aufrichtig bekennen, dass Wir in allen Stücken, besonders aber im militärischen wenigstens ein halbes Jahrhundert gegen alle andere europäischen Nationen zurück sind.»

An unserer Miliz fällt dem General vor allem der gute Wille auf, der die Soldaten beseelt. Er zeigt sich als feiner Menschenkenner, wenn er darauf hinweist, dass das fortwährende Aendern an den Monturen — «müsste sie der Bauer nicht selbst anschaffen, so wär es ganz gleichgültig» — eine grosse Beschwerde für das Landvolk sei. «Die Wichtigkeit des Satzes, den guten Willen der Bauern aufrecht zu behalten, bewegt mich auch, Euer Wohlgebornen anzurathen, dass sie denen Trüllmeistern befehlen, das Landvolk nicht so sehr mit denen Handgriffen zu plagen; diese vollkommen zu können, ist für eine Miliz eine Zierde und nicht eine Nothwendigkeit.»

In solchen Gedankengängen, wo der preussische General den guten Willen einer Truppe als wesentlich für den Erfolg erklärt und gleichzeitig der Erkenntnis Ausdruck verleiht, dass die Ausbildung einer Miliz sich auf das Notwendige beschränken müsse, eilt er dem Ancien régime weit voraus und darf als Soldatenerzieher unserer Zeit angesprochen werden. Und genau wie

⁶⁾ Oberst Dr. Fritz Eberhardt, Militärisches Wörterbuch, Kröners Taschenausgabe Band 141.

unsere Offiziere öfters missverstanden werden, wenn sie ganz im Ernste von «Dienstfreudigkeit» sprechen, und dabei die frohgemute soldatische Pflichterfüllung meinen, so wird es in seiner Vaterstadt damals auch von Lentulus ergangen sein.

Vielleicht ist es aber selbst heute nicht überflüssig, festzustellen, dass der General, wenn er davon spricht «das Volk mit den unnützen Handgriffen nicht länger zu plagen», nichts gegen den Drill als Erziehungsmittel sagen will. Seine wiederholten Bemerkungen entspringen lediglich dem Gedanken, in der Zeit, welche für die Ausbildung einer Milizarmee immer nur in begrenztem Umfange zur Verfügung stehen wird, einzig das Grundlegende zu betreiben und in klugem Masshalten auf alles Unwesentliche zu verzichten.

Als wesentlich für die Ausbildung des Infanteristen wird dreierlei verlangt: «dass der Soldat gut marchiere, geschwind lade und wohl anschlage». Die Beiwörter sind hier nicht zufällig hingesetzt; denn in beiden Mémoires kehren das «wohl anschlagen» und «geschwind laden» wieder. Es sind gerade die Eigenschaften, denen das Heer Friedrichs des Grossen seine gefürchtete Feuerüberlegenheit verdankte. Der Marsch «soll der gute natürliche Schritt seyn, und nicht der balancirte Schritt, bei welchem man eine grosse Bewegung macht, um einen sehr kleinen Schritt zu thun». Anzuschlagen sei, als wenn man in den Boden schiessen wollte, da der Schlag des losbrennenden Pulvers ohnehin das Gewehr in die Höhe treibe. Uebrigens könne dann der Soldat mit dieser Art des Anschlages das Gewehr desto geschwinder zu frischer Ladung fertig halten. Neben diesen drei Dingen, auf die vorzüglich zu sehen sei, gebe es noch Manches zu lernen, von dem man in Bern keine idée zu haben scheine, als «Lager aufzuschlagen, piquete und Wachten auszustellen, bei entstehendem Allarm geschwind aus dem Lager rücken, sich formiren und dem Feind die Bataille presentiren.» Dies sei nur der zwanzigste Teil dessen, was unumgänglich nötig zu wissen.

Mit Vorliebe spricht der General über die Ausbildung seiner angestammten Waffe, der Kavallerie. Von Anfang an solle man danach trachten, «so viel möglich reiche Bauren zu Dragonern auszusuchen, deren guter Wille und Vermögen sie in den Stand setze, eigene Pferde zu halten, die nicht allzu stark durch die Landarbeit abgemattet würden». Dann aber sei zu verlangen, dass der Dragoner an den Trülmusterungen «alle seine Exercitia zu Pferde mache» und nicht wie bisher zu Fuss. Und schon taucht der Gedanke an die ausserdienstliche Pflege und Erhaltung der Reitgewohnheit auf! «Weil aber der Baur nur allzusehr von seinem Pferd abhängt, so ist es nöthig, ihn anzugewöhnen, öfters

gemeinschaftlich mit andern Dragonern zu reiten.» In einer besondern Instruktion hat von Lentulus festgehalten, was «eine Land Miliz zu Pferd» an Fertigkeiten können müsse:

1. gut satteln und gut zäumen.
2. geschwind auf- und absizen.
3. Züge und Schwadronen zu formiren.
4. alle Schwenkungen hurtig und geschwind im Traben machen.
5. mit ganzen Schwadronen in vollem Galopp angreifen.
6. mit dem Degen fest und ferm hauen.
7. mit Pistolenschiessen wohl umgehen, auch im Nothfall den Carabiner wissen zu brauchen.

Im Ganzen findet der General die Zahl der Dragoner im Verhältnis zur Infanterie zu schwach. Er möchte sie auf insgesamt 1080 Mann bringen und schlägt vor, die fehlenden 188 Mann der «Stadt Cuirassier Compagnie» oder den drei «Compagnies Vasallen Reüter, deren Zahl man nicht genau weis» zu entnehmen oder aber sie durch das Emmenthal und das Pais de Vaud stellen zu lassen.

Bei der Artillerie fordert der General nicht nur die Schaffung einer Leichten Feldartillerie, sondern er bezeichnet es auch als notwendig, «dass die Artilleristen sich auf geschwinde Maneuvres exercieren». Und wirklich glauben wir uns in die Gegenwart versetzt, wenn wir lesen: «Was nun die Artilleristen und das Manoeuvre mit denen Canonen anbelanget, so wäre Meine Schwache Meinung diese, dass die Artilleristen öfters auf allerhand terrins. es seyen Höhen, panten, plainen Tiefen auf das geschwindeste die Canonen pintieren und abfeüren, welches alles geschwind und ohne den Gebrauch der Bleywaag geschehen muss. — weylen, wann der Find auch dargegen schiesst, nicht die Zeit lässt mathematisch die Canonen zu richten.» In dieser Weise, vorbildlich, hat denn auch im Gefecht von Neuenegg der junge Leutnant Freudenreich die ihm für den Gegenangriff mitgegebene Artillerie (3 Geschütze) zur Ehre seiner Waffe eingesetzt⁷⁾.

Das *Ausbildungsverfahren* wird in den Denkschriften von zwei Hauptgedanken geleitet, von der Ernennung eines Chefs der Ausbildung und von der jährlichen Durchführung eines Uebungslagers.

⁷⁾ Ed. Bähler, Die letzten Tage des alten Bern, S. 34: «Ein Sechspfünder und zwei Zweipfünder; das war alles, was in diesem entscheidenden Augenblicke das alte Bern mit seinem reichen Zeughaus dem ins Feuer rückenden Artillerieoffizier zur Verfügung stellte!»

Der neue «allgemeine Land- und Trüllmajor», von dessen Arbeit und Fleiss alles übrige abhängt, müsse eine genaue Kenntnis, Erfahrung und richtige Begriffe vom kleinsten bis zum grössten Détail des Dienstes haben; er dürfe «einzig und allein von Mnggh. den Kriegs Rächten dependiren» und sei nur an sie zur Berichterstattung verpflichtet, also nur ihnen verantwortlich.

Seine Hauptaufgabe bestehe darin, in Uebereinstimmung mit der Landesverfassung und dem «Genie der Nation»⁸⁾, es sich jederzeit gelegen sein zu lassen, «im ganzen Lande den Dienst in seinem ganzen Umfange völlig égal einzuführen». Für die nötige Verbesserung vor allem der Infanterie legt der General auf die «Erlangung einer völligen Egalität in ihren Kriegsübungen» den grössten Wert. Er geht dabei so weit, eine einheitliche Kommandosprache zu verlangen; der kleinere Teil der Miliz, die aus dem Pais de Vaud, habe auch der Sprache des Landesherrn zu folgen und das deutsche Kommando zu lernen. Auf diesen Vorschlag ist allerdings der Berner Kriegsrat, der die Exerzierreglemente in deutscher und in französischer Sprache herauszugeben gewohnt war, überhaupt nicht eingetreten⁹⁾. Das Mittel, wie der neue Chef der Ausbildung seine Weisungen durchsetzen könne, sollte nach den Vorschlägen des Generals darin bestehen, sich in jedem Regimentskreis eine gewisse Anzahl von «Trülloffizieren» und «Trüllmeistern» (Unteroffizieren) heranzubilden, die dann bei der Truppe im Geiste ihres Vorgesetzten wirken würden. In einer Berechnung, die auch die «Erstattung der Zehrungskosten» umfasst und woraus ersichtlich ist, dass höchstens beim Landmajor eine ständige Anstellung in Aussicht genommen war,

8) Aus solchen, für die damalige Zeit geradezu revolutionären Worten allein merkt man, dass von Lentulus, der sich sonst seiner nahen Beziehungen zu Friedrich dem Grossen nirgends rühmt, der engern Tafelrunde von Sanssouci angehörte.

9) Schweizer Kriegsgeschichte, Band III, Heft 7, S. 51 ff.: Exercitium militaire der bernerischen Land-Militz. — Bern in Hoch-Oberkeitlicher Druckerey 1710. — Exercice militaire pour l'infanterie du Pais de Vaud. — A Berne dans l'imprimerie de Leurs Excellences 1710. — Ordonnance de Leurs Excellences du Conseil de Guerre de la République de Berne pour regler l'exercice de l'infanterie, 1768. — Uebrigens ist ein Jahr später auch v. Lentulus selber, als Statthalter Friedrichs des Grossen im preussischen Fürstentum Neuenburg, wieder von dieser Forderung abgekommen und hat die «Sprache des Landesherrn» auf sich beruhen lassen. Beweis: Ordonnance et reglement militaire pour l'usage des milices de la Souveraineté de Neuchâtel et Valangin dressé par Son Excellence Monsieur le Baron de Lentulus gouverneur et lieutenant général de la Souveraineté de Neuchâtel et Valangin, voulant établir dans les milices de ce pays une exacte subordination, après avoir pris pour cet effet l'avis des gens du Conseil d'Etat. — A Neuchâtel, 1768.

wird von 21 Regiments-Trülloffizieren und 600 Trüllmeistern gesprochen. Mit einer Ausgabe von 200 Neuen Louis d'or in allem könne, so wird versichert, «leichtlich eine Perfection bewerkstelliget, die ganze Infanterie vollkommen regulirt und geschickt gemacht werden».

Die Vortrefflichkeit des andern Mittels zur Ausbildung, «ein Camp von ein paar Bataillons Infanterie, ein paar Compagnies Dragonern und zugehörnder Artillerie alle Jahr bald hie, bald da» zu veranstalten, hat von Lentulus in eigener Person den Bernern vor Augen geführt. Es muss ein prächtiges, Jung und Alt begeisterndes Schauspiel gewesen sein¹⁰⁾. Wenn auch der General dem festlichen Treiben, das sich im Anschluss an seine Feldlager auf dem Kirchenfeld abspielte, keineswegs abhold war und bei den damit verbundenen gesellschaftlichen Anlässen zu glänzen verstand, so blieb ihm doch immer die militärische Ausbildung die Hauptsache. «In Friedenszeiten muss der Soldat gewöhnt werden, das feür der Canonen zu hören und das Ansprengen der Cavallerie ohne Zittern zu sehen. Der Dragoner und noch mehr sein Pferd, muss Feür, Rauch und Knall des kleinen und groben Geschützes ausstehen können, ohne davon in Unordnung gebracht zu werden, erst denn wird man einen guten Erfolg im Fall eines ernstlichen Treffens hoffen können.» So sollte das Uebungslager den so gar nicht mehr kriegsgewohnten Berner Truppen wenigstens eine annähernde Vorstellung von der Wirklichkeit geben.

Beides, von höchster Kommandostelle aus einheitlich geleistete Ausbildung und häufig wiederkehrende Truppenübungen sind die vornehmsten Mittel, mit denen auch heute das Kriegsgenügen unserer Armee zu erreichen angestrebt wird. Wer wollte da noch daran zweifeln, dass General von Lentulus gerade das erkannt hat, worauf es bei der Erziehung und Ausbildung einer Miliz vor allem ankommt. Und doch, was musste noch alles geschehen und was für Schwierigkeiten waren noch zu überwinden, bis dieser «Weg zur kriegsgenügenden Miliz» nicht nur im Geiste geschaut, sondern von einem Nachfahren auch in die Tat umgesetzt war! Die jährlichen Truppenübungen in Gestalt der für den Auszug jedes Jahr vorgeschriebenen Wiederholungskurse stellten die wichtigste Errungenschaft der Militärorganisation von 1907 dar. Der oberste Chef der Ausbildung aber wurde erst in unseren Tagen eingesetzt, und es waren schon zwei Weltkriege nötig, bis sich eine solche Neuerung verwirklichen liess.

¹⁰⁾ Vgl. die Berichte von Augenzeugen in F. A. Volmar, General Lentulus, Niklaus Manuel Verlag, Bern, 1936, S. 20 ff.

IV.

Von den Offizieren und ihrer Verpflichtung.

Die hohe Auffassung, die General von Lentulus vom Soldatenstande hat, und sein Wissen um die Bedeutung des Offizierskorps als des Grundpfeilers eines jeden Heeres kommt in jenen Stellen der *Mémoires* zur Geltung, die sich mit den Vorgesetzten in der Milizarmee befassen.

In den wenigen Wochen seines Aufenthaltes in der Heimat hat der General genug gesehen, um als eine der wichtigsten Ursachen für das Kriegsungenügen der Berner Miliz das mangelnde Können und Pflichtgefühl der Offiziere zu erkennen. Nicht um Pflichtverletzung im Verschuldenssinne handelt es sich hier, sondern es fehlte in den Kreisen, die nach der damaligen Gesellschaftsordnung für die Offizierschergen einzig in Frage kamen, ganz einfach das Gefühl einer inneren Verpflichtung dem eigenen Wehrwesen gegenüber. Wer etwas vom Kriegshandwerk verstand, hatte in den Schweizerregimentern oder sonst in der Fremde gedient; und gerade diesen vortrefflichen Offizieren musste die damalige Berner Miliz nicht viel anders denn als eine Spielerei erscheinen. Sie standen ihr fremd gegenüber, glaubten nicht an ihren Wert und fühlten sich daher auch nicht verpflichtet, ihr in vollem Ernste zu dienen. General von Lentulus kannte diese Denkweise wohl, und er konnte sie seinen Altersgenossen bei dem, was er von der Armee seiner Vaterstadt zu sehen bekam, nicht einmal verargen. Da es aber anders werden musste, sollte das Wehrwesen im alten Bern nicht rettungslos verkommen, wandte er sich an die Jugend.

Der General sah die Jugend von Bern den Freuden und Annehmlichkeiten einer verfeinerten Kultur hingegen. Sie war nicht schlecht, diese Jeunesse dorée des Patriziates, nur unbeschwert und unbekümmert im Frohgefühl sorgenfreien Besitzes. Diese Jugend galt es zu gewinnen, sie bei ihrer Ehre zu nehmen und dann zur einfachen nüchternen Pflichterfüllung zu erziehen. In der Jungmannschaft sollte der Wunsch lebendig werden, in der eigenen Miliz zu dienen; sie sollte «auch etwas lernen und nicht das Pflaster vergebens abschleifen». Ohne Zweifel hat der General das Uebungslager in die unmittelbare Nähe der Stadt gelegt und mit unermüdlichem Eifer die Ausbildung selber betrieben, um durch sein persönliches Beispiel die jungen Patrizier für das Militärwesen zu begeistern. Ausserdem macht er bewusst den überlieferten Wettstreit zwischen Zürich und Bern seinen Zwecken nutzbar; er ist des Rühmens voll, wie in Zürich sich niemand darüber beschwere, «dem Vaterland auf was Art und Weise es sey,

zu dienen und des hohen Stands Montur zu tragen». Doch wehe, wenn selbst dieser Ansporn nicht genügend wäre; es bliebe nur noch Eines: «Sollte aber die hiesige Jugend sich dessen schämen, so müsste man sie dazu unter der Bedrohung dass die Widerspenstigen in den grossen Rat nicht sollen befördert werden, anhalten.» Die Nichtwählbarkeit in den Grossen Rat war so ziemlich das Aergste, was man damals einem jungen Manne aus regimentsfähigem Geschlechte androhen konnte; es hiess nicht bloss Verzicht auf eine politische Laufbahn, sondern bedeutete auch den Ausschluss von jeglicher wirklich einträglicher Staatsstelle.

Es genügte aber nicht, die nötige Zahl von Offizieren aufzubringen; sie mussten auch für die Aufgabe, die ihrer wartete, vorbereitet werden. Wie nämlich der General aufrichtig zu bekennen gezwungen ist, hat er im Uebungslager feststellen müssen, «dass es durchgehends an den Offizieren fehle». «Sie wissen gar nicht, wie sie den so willigen Soldat mit guter Art führen sollen, und noch weniger können sie ihn unterweisen, was er zu tun habe. Schmälen und lästern macht den Soldat nur unwillig, der nicht ums Brod, sondern aus Ehre dient, und die Ungeschicklichkeit der Officiers macht den Soldat in seinen Entschlüssen wankelmüthig.» Diese scharfe Ausdrucksweise ist schon missverstanden und mit nicht eben schmeichelhaften Bemerkungen über unsere Vorgesetzten im Allgemeinen wiedergegeben worden¹¹⁾. Nach unserer Auffassung enthält sie nur die berechtigte Uebertreibung des Neuerers, der einen ihm am Herzen liegenden Gedanken dem Verständnis Anderer durch möglichst eindrucksvolle Prägung begreiflich zu machen sucht. Der General wusste gut genug, dass «Schmälen und Lästern», also grobes Poltern, kein Merkmal der bernischen Aristokraten war. Er wusste aber auch, dass seine Ueberzeugung, die Ungeschicklichkeit der Offiziere trage die erste Schuld am Unvermögen der Soldaten, die Vorstellungskraft «Meiner Gnädigen Herren» und ihrer im Geiste des 18. Jahrhunderts erzogenen Söhne übersteigen werde. Und darum hat er seinen Worten eine für die Berner Offiziere sicherlich nicht zutreffende Schärfe gegeben.

Mit der blossen Klage, dass die Jugend «keine Begriffe vom Militari habe, nur befehlen, aber nicht gehorchen könne» hält sich der General nicht lange auf. Seine auf praktische Vorschläge gerichtete Art lässt ihn sofort erkennen, wie man den Uebelständen abhelfen könnte. Die Milizoffiziere sollten sich nicht, wie es zu jener Zeit vielfach üblich war, mit dem Innehaben einer Charge

11) F. A. Volmar, General Lentulus, S. 30.

begnügen dürfen, sondern auch persönlich mit der Truppenausbildung abgeben müssen. «Die hiesige blühende Jugend, vorzüglich aus den angesehensten Geschlechtern, . . . sollte sich als Fencible, lieutenant u. s. f. gebrauchen lassen, und den revues und Trülmusterungen ihrer Compagnies ex officio beywohnen.» Im «Mémoire wegen denen Dragonern», einer Beilage zum zweiten General-Bericht, wird dieser schon ganz zu Beginn seiner Mission ausgesprochene Gedanke noch deutlicher geformt: «Alle Officiers müssen, bey Strafe nicht avancirt zu werden, bey den Musterungen erscheinen, dies ist das einzige Mittel, sie zu dressiren und ohne dieses wird man nichts gutes schaffen können.»

Aus solchen Stellen mag man ersehen, wie ernst es dem General damit war, die kriegsgenügende Ausbildung der Miliz vor allem durch die Erziehung der Offiziere zu Arbeit und Pflichterfüllung zu erreichen.

V.

General von Lentulus muss eine hinreissende Persönlichkeit gewesen sein. Im hohen Alter noch gerät Sigmund von Wagner in Begeisterung, wenn er in seinen «Erinnerungen» über den General und sein Camp auf dem Kirchenfeld schreibt¹²⁾: «General Lentulus war bei diesem allem der Hauptgegenstand, auf welchen alle Augen, besonders die der Knaben und Landleute, gerichtet waren. Er war der langste Mann im Land, gerade gewachsen und sich tragend wie eine Tanne im Wald! — mit einem schönen militärischen Gesicht, braun von Farbe, und von männlichen Gesichtszügen. — Einen hohen preussischen Dreieck-Hut mit hohem schwarzem Federbusch darauf, meistens zu Pferd, auf welchem er vortrefflich ritt und sich hielt, ragte er immer über alles empor! und sein Auge glänzte einem entgegen, wo man nur hinsah! — Dazu der Nimbus, König Friedrichs, des Grossen, Gefährte in allen seinen Kriegen und Siegen gewesen zu sein! Alles das gab ihm das Ansehen beinahe von etwas Uebermenschlichem, das besonders uns Knaben damals ganz durchdrang!»

Heute stehen wir nicht mehr im Bann dieser prächtigen Soldatengestalt; und doch fesselt uns von Lentulus nicht minder durch die Lebendigkeit und die Fülle seiner Gedanken. Als bleibender Gewinn für unser Heerwesen bleibt sein, des Berufsoffiziers in fremden Diensten, Glaube an die der heimatlichen Miliz inwohnende Kraft. Keineswegs blind gegen die Unvollkommenheit

¹²⁾ Nach F. A. Volmar, General Lentulus, S. 20 ff.

dessen, was er während seines kurzen Verweilens gesehen hat, ist er doch überzeugt, die Rückständigkeit des bernischen Heerwesens durch die Erziehung zur Pflicht und durch eine wohlüberlegte, auf die innere Bereitschaft aller gegründete Ausbildung aufholen zu können. Dadurch, dass er die unter Friedrich dem Grossen erlebte Erziehung des Offizierskorps auf die ganze Truppe ausdehnt und die Seele des Soldaten, «den guten Willen der Bauren» als entscheidend für das Erreichen seiner Ziele in Rechnung stellt, scheint uns der General weit über seine Zeit hinaus zu wachsen. Und noch in einem ist er uns leuchtendes Vorbild: im vollkommenen Ernst, mit dem er an seine Aufgabe herangetreten ist und sie durchgeführt hat. Wie hätte es doch nahelegen können, die Besichtigung der Berner Miliz bloss als Gelegenheit zu einem angenehmen Zeitvertreib zu benützen und die ganze Begutachtung mit einigen höflichen Schmeicheleien an Mghh. abzutun. Gerade die Ehrlichkeit und Gründlichkeit, mit denen sich der General seines Auftrages entledigt hat und selbst vor Strafandrohungen gegen die Söhne seiner Auftraggeber nicht zurückgeschreckt ist, spricht für ihn und sein ganzes Denken. Sie gibt uns aber auch den Beweis dafür, dass er wirklich im Innersten überzeugt war, die Berner Miliz mit den von ihm vorgeschlagenen Mitteln auf den Stand der Kriegstüchtigkeit bringen zu können. Aus jeder Zeile seiner Denkschriften spricht das auf Erfahrung gegründete Wissen des Soldaten, die Hingabe des Offiziers an seinen Beruf und das Verantwortungsbewusstsein einer starken Persönlichkeit.

Der Kriegsrat und die Regierung von Bern konnten sich dem zwingenden Eindruck des Generals und seiner Gedanken nicht entziehen. Das Lob, das sie ihm spendeten, und die Ehren, mit denen sie ihren Dank bezeugten, waren gewiss aufrichtig gemeint. Ungesäumt machten sie sich an die Aufgabe, die Vorschläge zu bearbeiten und die Möglichkeiten ihrer Durchführung zu prüfen. Allein mit dem Wegzug des Generals erlahmte bald auch der Eifer, den von ihm gewiesenen Weg zu beschreiten. Der Kriegsrat wandte sich zunächst mit dem Ersuchen um allgemeine Weisungen an die Oberbehörde, weil die Denkschriften «viel Neues und Wichtiges, seine Kompetenz Uebersteigendes» enthielten, und man daher versichert sein wollte, ob man überhaupt an deren Auswertung herangehen dürfe. Nachdem die Erlaubnis zur Bearbeitung eingelangt war, machte man sich an einen weitläufigen Mitbericht, der als wichtigste Errungenschaft doch wenigstens eine neue Festsetzung des Kriegsfusses und der allenfalls zu Hause verbleibenden Mannschaften vorsah. Als aber endlich nach vielen Jahren, am 4. Februar 1780, die Arbeiten dem souveränen Rathe

vorgelegt wurden, beschloss dieser, «einstweilen in eine Behandlung nicht einzutreten, sondern dem Kriegsrat den Auftrag zu ertheilen, mit Zuziehung des Generallieutenant Lentulus, der 1779 den preussischen Dienst verlassen hatte, ein General-Systema hiesigen Kriegswesens abzufassen; d. h. ein solches Gutachten oder Memorial, das sich über alle Theile des Militärwesens ausdehnen sollte.» ¹³⁾

Mit dieser Rückweisung ist die Reform des bernischen Wehrwesens im wesentlichen aufgegeben worden. Es fehlte bei der Regierung am festen Willen, das Reformwerk wirklich anzupacken und allen Ernstes durchzuführen. Der alternde General aber hatte wohl eingesehen, dass man seine Mitarbeit weiterhin nur zum Verdecken eigenen Unvermögens suchte und dass in Wahrheit alles beim Alten bleiben sollte.

Das Bild des Generals wäre nicht vollständig, wollte man nicht auch erwähnen, dass er sich seines Wertes und seines Könnens wohl bewusst war; denn ohne das nötige Selbstvertrauen hätte ihm eine der wesentlichen Voraussetzungen zur Führerpersönlichkeit gefehlt. Wir haben oben schon festgestellt, dass von Lentulus sich nirgends seiner Erfolge oder gar seines persönlichen Einvernehmens mit Friedrich dem Grossen rühmt. An einer einzigen Stelle aber, gegen den Schluss des ersten Mémoires hin, lässt er die Herren Kriegsräte doch merken, wer er ist. Indem er ihnen so nebenbei eine klassische Lektion über das Wesen der obern Führung erteilt, bricht unversehens sein Stolz hervor, dem siegreichen preussischen Heere und jenen wenigen Offizieren anzugehören, die den grossen König ganz verstehen:

«Seltsam wird es vielen Herrn vorkommen, dass ich über alle Teile des Kriegswesens mich einlasse, sie meinen ich sey ein Cavallerieofficier und weiters nichts, allein es geschieht nicht aus Stolz, sondern aus wahrer Liebe zum Vatterland, dass ich meine Gedanken über alles aufs Papier setze; freilich bin ich Oberst über ein Regiment Cuirassiers, aber ich bin auch General. Dieses Wort macht in Königlich-Preussischen Diensten allen Unterscheid zwischen Cavallerie und Infanterie officirs verschwinden. Ein General, er sey aus welchem corps er wolle, muss alle Theile des Kriegswesens im Grund verstehen. Ein jeder Infanterie General muss mit der Cavallerie ebenso umzugehen wissen, als ein General der Cavallerie mit der Infanterie, sonst würde ein solcher nach

¹³⁾ E. v. Rodt, Geschichte des Kriegswesens der Berner, II, 45.

des Königs von Preussen etablirten principes den Nahmen eines Generals nicht verdienen.»

VI.

Mit der Herausgabe der «Denkschriften des preussischen Generals Rupertus Scipio von Lentulus über die Reform der Berner Miliz vom Jahre 1767» hat sich der bernische Staatsarchivar Dr. Rudolf von Fischer um die Geschichte unseres Wehrwesens neuerdings verdient gemacht. Von früher her wollen wir dessen immer eingedenk bleiben, dass es nur seinem fest gegründeten Wissen und seinem in der Beharrlichkeit echt bernischen Willen zu verdanken ist, wenn die «Schweizer Kriegsgeschichte» überhaupt zum Abschluss gebracht werden konnte. Die vorliegende Veröffentlichung ist in einem neuen Sinne besonders wertvoll. Der Herausgeber hat, abgesehen von einer in ihrer Kürze vortrefflichen Einleitung, auf eigenes Gestalten verzichtet, um dafür den General, sowohl in seinen Mémoires als auch in einem anhangsweise wiedergegebenen Brief über die Schlacht bei Leuthen ganz unverfälscht, selbst in scheinbar unwichtigen Einzelheiten, zu Worte kommen zu lassen. Und auf diese Weise ist ein Werk entstanden, das für die Ergründung des Wesens unserer Miliz ebenso bedeutsam ist, wie es geeignet erscheint, in Staaten mit anderer Wehrverfassung das Verständnis für unsere militärischen Ueberlieferungen zu fördern und wohl gar auch gewissen Vorurteilen zu begegnen. Der Wert der Veröffentlichung wird noch gesteigert dadurch, dass sie in die Münchener Historischen Abhandlungen des auch bei uns sehr bekannten Wehrwissenschaftlers Eugen von Frauenholz aufgenommen wurde.

Indem wir aus diesen Denkschriften einiges zusammengestellt, haben wir gerade das begangen, was der Herausgeber bewusst vermeiden wollte: die Gedanken des Generals erscheinen hier nicht unverfälscht, sondern bruchstückweise und begleitet von Bemerkungen, die dem ursprünglichen Sinne vielleicht nur sehr bedingt entsprechen. Allein es handelt sich an dieser Stelle bloss um eine Besprechung, um einen Hinweis für die grosse Zahl jener Offiziere, die in der heutigen Zeit oft beim besten Willen keine Musse zum geruhamen Lesen finden. Der Name von Lentulus soll ihnen allen fortan wieder etwas bedeuten und es soll ihnen gegenwärtig bleiben: der General war auch in fremden Diensten ein Berner im besten Sinne und wurde zu einem überzeugten Vorkämpfer für die unserem Wesen und unseren Ueberlieferungen allein entsprechende Milizarmee.